

Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 20.

Montag, 25. Januar

1926.

Die Lampe mit dem roten Schirm.

(19. Fortsetzung.)

Roman von Otto Schwerin.

(Nachdruck verboten.)

Bioletta spielte mit ihrer Handtasche, die sie mehrere Male gedankenlos öffnete und wieder schloß.

„Es war mir zu heiß“, sagte sie. „Sehen Sie doch selbst, wie die Zünhige auf den weißen Sandsteinen der Mole draußen brennt. Aber Interesse an Ihrem Fall habe ich, das leugne ich gar nicht. Kann es anders sein, wenn ich weiß, daß Sie die Angelegenheit bearbeiten, Sie, von dessen Erfolgen in der Aufspürung von Verbrechern die Zeitungen voll sind?“

Luz verneigte sich geschmeichelt, immer mit seinem undurchdringlichen Lächeln auf den Lippen.

Bioletta fuhr fort.

„Wie steht die Angelegenheit. Sind Sie mit dem Erfolg Ihrer Arbeit zufrieden?“

„Cosi, cosi“, sagte Luz und warf der Sprecherin einen kurzen, scharfen Blick zu.

„Sie müssen mir alles erzählen, dottore“, bat Bioletta, aber in einem Tone, der jede Ablehnung von vornweg ausschloß. „Aber nicht hier, Signori“, fuhr sie schnell fort, „wir gehen hinaus in meinen Salon und nehmen dort den Tee, mit dem wir auf Sie gewartet haben.“

Ivo von Monsterrath erhob sich sofort bereitwillig, und auch Luz machte keine Einwendungen, da der Vorschlag Biolettas auch seinen Interessen entgegenkam.

Die drei stiegen langsam die Treppe zum ersten Stockwerk hinauf, wo sowohl Luz als auch die Sängerin logierten. Dort entschuldigte sich der Detektiv einen Augenblick, um das Paket, das er unter dem Arm hielt, in sein Zimmer zu tragen und sich die Hände zu reinigen.

Wenige Minuten später trat er bei Bioletta ein, die zwei Zimmer innehatte, einen Salon und ein Schlafzimmer.

Auf einem kleinen Tisch des im Empirestil gehaltenen Salons stand bereits das Teeservice sowie zwei Schalen jenes leichteren, feinen Gebäcks, in dessen Zubereitung die Wiener Patissiers Meister sind.

Bioletta wies mit ihrer ringgeschmückten weißen Hand auf einen Sessel. Luz nahm Platz.

„Erzählen Sie“, sagte sie auffordernd, indem sie die Tasse des Detektivs mit Tee füllte. „Hier ist Zucker, bedienen Sie sich bitte selbst.“

„Grazie Signorina — erzählen?“ sagte Luz. „Zu erzählen gibt es leider nicht viel. Erstens ist der Gang der Untersuchung noch zu wenig fortgeschritten, als daß ich oder ein anderer sich schon ein abschließendes Urteil hätte bilden können, und zweitens, wenn etwas von Wichtigkeit entdeckt worden wäre, hätte ich Ihrem Wunsche, Signorina, doch nicht nachkommen können, denn ich darf nichts ausplaudern. — Sie wissen doch, Signorina, was man unter Berufsgeheimnis versteht?“

„Natürlich weiß ich das“, antwortete Bioletta, und biß sich leicht auf die Unterlippe: „Ich verlange ja auch gar nicht, dottore, daß Sie sich in Einzelheiten verlieren, nur so im großen und ganzen wollte ich orientiert sein. Waren Sie mit dem Verlauf Ihrer Untersuchung zufrieden?“

„Wie man's nimmt“, entgegnete Luz.

Bioletta schwieg und löffelte in ihrer Tasse.

„Die Tänzerin Reja ist aber doch wohl unschuldig?“ fragte Leutnant von Monsterrath, der sich jetzt zum erstenmal am Gespräch beteiligte.

„Zweifellos“, sagte Luz. „Ich darf sogar noch weiter gehen und Ihnen verraten, daß ich persönlich es auf Grund meiner eingehenden Untersuchungen für ganz ausgeschlossen halte, daß eine Frau als die Mörderin in Frage kommt, wenn ich andererseits auch davon überzeugt bin, daß das bekannte „cherchez la femme“ auch auf den Fall Brohaska anwendbar ist.“

Bioletta blickte auf.

„Siehst du, Ivo, wie recht ich wieder einmal hatte. Sie müssen nämlich wissen, dottore, daß ich vorhin Ivo ausführlich explizierte, warum es wohl als ausgeschlossen gelten darf, daß eine Frau als Täterin in Frage kommt, und daß die Polizei irrt. Denn eine Frau hat meiner Ansicht nach Herrn von Brohaska nicht umgebracht.“

„Signorina“, sagte Luz in leichtem Konversations-ton, „darf ich wissen, auf Grund welcher Annahmen Sie zu der doch immerhin recht gewagten Behauptung gekommen sind?“

„Gewagt, dottore? Inwiefern ist meine Behauptung gewagt?“

„Nun“, meinte der Detektiv langsam, „Sie wissen doch eigentlich von der Angelegenheit nicht mehr als das, was in den Zeitungen stand, und das ist herzlich wenig.“

„Sie haben mich nicht richtig verstanden, dottore, ich äußerte mich ganz allgemein und nicht über den Fall Brohaska im besonderen. Natürlich kenne ich die Einzelheiten des Falles gar nicht und wollte mit meiner Behauptung nur zum Ausdruck bringen, daß es der weiblichen Psyche, der ganzen Wesensart der Frau vollkommen widerspricht, einen Mord auf eine solch brutale Art und Weise zu begehen.“

„Sie wollen also behaupten“, sagte Luz, den die Unterhaltung zu interessieren begann, „daß eine Frau unfähig wäre, zu morden?“

„Nein, ich denke gar nicht daran, etwas derart Unsinniges behaupten zu wollen. Es gibt Fälle, wo eine Frau weit grausamer sein kann als ein Mann und vor keiner Gewalttat zurückschreckt. Ich für meine Person bin überzeugt, daß eine Frau niemals oder doch fast niemals einen Mord in der Weise begeht, daß sie vermittels eines schweren Werkzeuges den Gegenstand ihrer Wut, ihres Hasses zu Boden schmettert.“

In des Detektivs Augen funkelte ein seltsames Leuchten.

„Darf ich fragen, Signorina, woher Ihnen bekannt ist, daß Herr von Brohaska mit einem schweren Werkzeuge niedergeschlagen worden ist?“

Bioletta griff zur Teekanne. „Wollen Sie mir bitte Ihre Tasse noch einmal reichen, dottore“, sagte sie lebenswürdig, „sie ist, wie ich sehe, leer. — So danke. — Was sagten Sie? — Ah so. Nun, die Sache stand doch in der Zeitung. Dort hieß es doch — ich erinnere mich der Fassung natürlich nicht mehr genau — Herr von Brohaska wurde mit einer schweren Kopfwunde

oder mit zerschmettertem Schädel tot, am Boden liegend, aufgefunden. Das stimmt doch, dottore? Nun sehen Sie? Daraus schloß ich natürlich, daß Herr von Prohaska mit einem schweren Gegenstand niedergeschlagen wurde. Und daß eine Frau auf diese Weise mordet, halte ich für ausgeschlossen. — Die weiblichen Mordwaffen sind Gift, Bitriol, vielleicht auch der Revolver, aber brutalste Kraftanwendung, wie im Falle Prohaska, läßt meines Erachtens nur auf einen Mann als Täter schließen, falls überhaupt ein Mord vorliegt, was ja noch gar nicht erwiesen ist. Nicht wahr?

„Ich bewundere Ihren Scharfsinn, Signorina Violetta“, sagte Luz ruhig. „Ich will Ihnen gestehen, daß ich der gleichen Ansicht bin, und, ohne eine Indiscretion zu begehen, darf ich Ihnen gleichfalls verraten, daß es auf Grund meiner heutigen Untersuchungen tatsächlich als ausgeschlossen gelten kann, daß eine Frau als Täterin in Frage kommt, — und nun, Signorina, wollen wir mit Ihrer gütigen Erlaubnis das Thema Kriminalistik fallen lassen, das ist kein Gesprächsstoff für Damen.“

„Wenn Sie meinen, dottore“, sagte Violetta, „gern; meine Wissbegierde ist befriedigt.“ Dann reichte sie Luz die Schale mit Gebäck. „Bedienen Sie sich doch, bitte. Mich entschuldigen Sie nun, Signori. Es ist Zeit, an die Arbeit zu denken.“

Zoo von Monsterath zog seine Uhr.

„Madonna“, rief er aus. „Du mußt dich umziehen, Violetta. Es ist höchste Zeit.“

„Ich bin gleich fertig, meine Herren“, sagte die Sängerin unter der geöffneten Tür ihres Schlafzimmers, „und bitte Sie, nicht böse zu sein, wenn ich Sie nun zehn Minuten allein lasse. Ich rechne natürlich darauf, daß Sie mich nachher zum Theater begleiten.“

„Das versteht sich für meine Person ganz von selbst“, sagte Leutnant von Monsterath, und auch Luz machte eine leichte, zustimmende Verbeugung, ohne sich von seinem Sitz zu erheben.

Die beiden Herren zündeten sich Zigaretten an.

Zoo von Monsterath wollte natürlich auch das Gespräch wieder auf den Fall Prohaska lenken, doch Luz wehrte höflich ab.

„Lieber Freund“, sagte er und zog ein Spiel Karten aus der Tasche, „wollen wir nicht die Kriminalistik begraben lassen, sie paßt wirklich nicht in einen Damensalon. Ich glaube, wir beschäftigen uns zweckdienlicher und angenehmer hier mit den Karten. Sie wissen ja, wie schnell die Zeit bei einem kleinen Spielchen vergeht, und zu den „nur“ zehn Minuten, die Fräulein Delhs ihrer Meinung nach zum Umkleiden benötigt, habe ich offengestanden nicht allzuviel Vertrauen.“

Leutnant von Monsterath lachte. „Sie haben Fräulein Delhs überraschend gut kennengelernt“, sagte er.

„Soweit es sich um oberflächliche Dinge handelt“, entgegnete Luz ernst, „mag das wohl zutreffen.“

Und ohne eine Antwort des Offiziers abzuwarten, griff er nach den Karten.

„Sie geben, Herr Leutnant“, sagte er.

Und Monsterath griff, ohne zu reden, das Kartenspiel auf.

Bezüglich Violettas hatte sich Luz dieses Mal aber doch geirrt, denn es vergingen tatsächlich kaum zehn Minuten, bis die Sängerin im Straßenkostüm und einem leichten Gebilde von Tüll und Strohborte auf dem Kopfe wieder im Zimmer erschien.

Als sie die Herren eifrigst in ihr Spiel vertieft sitzen sah, ging ein leichtes, lustiges Lächeln über ihren schöngeformten Mund.

„Nun, Sie haben sich die Zeit ja nicht allzu lang werden lassen“, sagte sie heiter. „Aber, bin ich nicht pünktlich?“

„Ich bewundere dich“, sagte Zoo von Monsterath, halb ironisch, halb ernst, und küßte Violetta galant die Rechte. „Du bist so ganz anders als die anderen Frauen“, sagte er.

„Da magst du recht haben“, meinte Violetta Delhs ernst.

Luz hatte inzwischen die Karten zusammengeschoben und in seine Tasche gesteckt. (Fortsetzung folgt.)

Der Kölner Karneval in alter Zeit

Kulturgeschichtliche Betrachtung von Hans Götzen.

Schon Cäsarius von Heisterbach erzählt, daß zu seiner Zeit, also zwischen 1188 und 1240, in Köln der Karneval alle Menschen in Aufregung versetzte und den gewöhnlichen Verlauf des Lebens entscheidend beeinflusste. Ein weiterer Beweis für die schon vor vielen Jahrhunderten am Rhein angetroffene Sitte, den Karneval festlich zu begehen, ergibt sich aus den Kölner Ratsprotokollen, in denen sich schon 1432 ein unter Hinzuziehung aller Rünfte ausgesprochenes Verbot der übertriebenen Festlichkeiten in den Tagen vor der Fastenzeit findet. Besonders gegen die öffentliche Maskierung, die üblen Gelesen Gelegenheit zum Erpressen von Geld und Nahrung geboten hatte, wendete sich der Rat. Trotz des Verbotes aber nahm das Fastnachtstreiben in den nächsten Jahren seinen oft stillschweigend geduldeten Fortgang, bis der Senat zu Köln sich im 17. Jahrhundert veranlaßt sah, gegen die Auswüchse der Karnevalsbelustigungen in verschiedener Form Stellung zu nehmen. Auch später finden wir Verbote der Fastnachtsscherze, so weit sie die öffentliche Ordnung störten oder Anstoß erregten, doch gelang es nur, von 1796 bis 1800 die Umzüge usw. völlig zu unterbinden.

Über die Vorbereitungen zu den Festlichkeiten finden wir in den Aufzeichnungen eines zeitgenössischen Schriftstellers u. a. folgende Bemerkungen: „Von jeher war der Karneval in Köln einzig in seiner Art; der Hang zum Maskieren war ein wesentlicher Charakterzug seiner Einwohner, und man hat Köln in dieser Hinsicht sehr richtig das Benedig von Deutschland genannt. Die drei Tage, die dem Aschermittwoch vorhergehen, sind die Zeit, wo die Fastnachtsschmiede spielt; die Acteurs sind alle Classen, alle Alter beiderlei Geschlechts, der Schauplatz ist die ganze Stadt, in ihren Häusern, auf ihren Straßen, auf ihren Plätzen, auf ihren Bällen. Schon acht oder vierzehn Tage vorher werden in den Häusern die Pläne gemacht, die Intriguen erfunden und die Rollen verteilt. Die Frauensimmer lachen von dieser Epoche an, wenn sie sich ansehen, zischeln sich ins Ohr und arbeiten heimlich; die Männer stellen sich neugierig oder sind es, und machen ihre Entwürfe beim Schöppchen, von welchem die Weiber ausgeschlossen sind; die Kinder sprechen den ganzen Winter von der Fastnacht, und der Winter vergeht geschwinde mit seinen langen Abenden und seinem schlechten Wetter. . . Am Sonntag eröffnen die Kinder die Fastnachtsummerei durch die Straßen der Stadt; am Montag erscheinen die Erwachsenen zu Fuß, zu Pferde und zu Wagen einzeln oder in Gesellschaft. Oft begleitet sie Musik, bisweilen Gesang. Der Mittelpunkt dieses unaufhörlich sich erneuernden Schauspiels ist in einem Teile der gangbarsten Straßen der Stadt, der Hochstraße, und von dort nach dem Alten Markt hinab, welcher der kölnische Marktplatz ist. . . Die Häuser stehen den Masken offen, sie werden allenfalls mit Höflichkeit empfangen.“

Über die Maskenzüge lesen wir in Aufzeichnungen aus dem Jahre 1806 u. a.: „Unter den Zügen zeichneten sich aus: 1. Ein Postmeister mit seinem Personale, welche mit passender Musik das Leben und die Abenteuer eines Postillons in Gesang erzählten; 2. Ein Beamter mit mehreren Bauern aus einem nahegelegenen Dorfe, die Besenreifer trugen und nach Köln gekommen waren, um die jungen Damen gegen gewisse Verunglimpfungen in Schutz zu nehmen; 3. Ein Bacchus mit einem Gefolge von Bacchantinnen; die einzige Maske, die aus den Mithen der Alten entlehnt war; 4. Die Steinfresserin eine getreue Copie des vor einiger Zeit hier auf dem Dombhof sichtbar gewesenen Originals; 5. Die Bettler. Sogarths Pinsel könnte sie nicht treffender darstellen etc.“

In derselben Quelle heißt es über die Bälle: „Auf den Bällen herrschte Fröhlichkeit, und, ungeachtet des Menschengedränges, Ordnung und Eintracht. Der Freundschaftsball im Steinischen Garten entsprach ganz der transparenten Inschrift: Harmonie und Freundschaft. Ein Chor sehr guter Musikanten führte die Tänze auf. Der Nachtsball bei Monheim zeichnete sich durch die Anwesenheit der ersten Familien, durch Eleganz und geschmackvolle Kleidung der Damen aus, ebenso der Ball im Schauspielhause, der überhaupt nichts zu wünschen übrig ließ. Die innere Einrichtung, Musik und Beleuchtung waren gleich trefflich und dienten zum Beweise, wie wenig die Interessenten die Kosten scheuten, wenn das Vergnügen des Publikums dadurch befördert wird. Der Gott der Freude rauschte durch die angefüllten Säle, und sein mächtiger Zauber strahlte in jedem Auge wieder. In süßem Taumel schwebten die leichtfüßigen Tänzer daher, und der liebliche Schall der Musik verhallte erst mit dem einbrechenden Lichte des Morgens.“

Die volkstümlichste Karnevalsfigur im alten Köln war der „Bellenge“, der, mit vielen Schellen behangen und eine Prütze in der einen und eine Birrone in der anderen Hand tragend, durch die Straßen der Stadt tanzte und vor den

Säusern der Reichen seine Sprüche her sagte, wofür er ein Trinkgeld erhielt. Geiger begleiteten ihn auf seinem Weg durch Köln.

Seit 1823 gewann das Kölner Karnevalsfeiern durch die Komitees und Generalversammlungen eine bedeutende Erweiterung. Die Folge der Veranstaltungen wurde in dieser Weise neu geregelt: Wöchentliche Versammlung des Kleinen Rates am November; Beginn der Generalversammlungen am Neujahrstage; Erscheinen des Festzugs-Programms acht Tage vor Fastnachts-sonntag; Donnerstag vor Fastnacht Beginn eines Vorspiels (Einzug einzelner Maskengruppen usw.); Rappentfahrt in meist drei Abteilungen am Fastnachts-sonntag; Beginn des großen Zuges vom Neumarkt aus am Montagmorgen um 10 Uhr, abends offizielle Masken-Redoute; närrisches Theater usw. am Dienstagmorgen, abends Maskenball im Theater; großes Karnevalsfest am Mittwoch.

Schneeglöckchen.

Von Ernst Edgar Reimerdes.

Wenn die Natur noch in den Banden des Winters ruht und viele Wochen uns vom kalendermäßigen Frühling trennen, regt es sich schon im Schoß der Mutter Erde. Die Räschen an den Haselstauden und Weiden schwellen und trotz Eis und Schnee wagen sich an geschützten Stellen im Garten, wo die wärmenden Sonnenstrahlen sie erreichen, schlüpfen die ersten Schneeglöckchen hervor. Die reizende Blume trägt ihren Namen mit Recht, denn selbst da, wo der Schnee noch nicht geschmolzen ist, erschließt sie ihre Blütenglocken, die den nahen Lenz einläuten. Obwohl die Pflanze nur zart aussieht, wohnt ihr eine große Widerstandskraft inne, so daß die Bitterungsunbilden ihr wenig anhaben können. Weil sie die Farbe des Schnees trägt und sich vor ihm nicht fürchtet, erhielt sie den Namen Schneeglöckchen, Schneeflöckchen oder Schneetropfen, einzeln Schneeweisichen und Schneekröpfchen. Früher hieß sie nach dem alten Namen des Februar (Vornung) Vornungsblume oder auch weiße Vornungsblume. Diese Bezeichnung findet man noch in alten Werken, namentlich in den Kräuterbüchern der Klosterleute und der „weisen Frauen“. In der Schweiz nennt man sie „Amselflümli“, weil ihr Blühen den nahen Gesang der Amsel verkündet. Der Schweizer glaubt, nach der Blütezeit des Amselflümli die Länge des Sommers voraussagen zu können. Blüht es lange, ist angeblich ein langer Sommer zu erwarten, weilt es dagegen schnell, so soll er nur kurz sein. Den Namen *Galanthus nivalis*, d. h. schneeige Milchblume, verlieh ihr Linne; vordem hieß sie in der Gelehrtenwelt *Leucojum bulbosum*, knolliges Weißveilschen. Aber das gute Einvernehmen zwischen dem Schneeglöckchen und dem Schnee, der ihm nur selten etwas zuleide tut, berichtet eine hübsche Sage aus der Oberpfalz folgendes: Als Gott alles erschaffen hatte, Gras, Blumen und Kräuter, und ihnen die schönen Farben verliehen, schuf er zuletzt auch den Schnee und sagte zu ihm: „Die Farbe kannst du dir selber suchen, denn du frißt ja doch alles.“ Darauf ging der Schnee zum Gras und sagte: „Gib mir deine grüne Farbe.“ Die Rose bat er um ihr rotes Kleid, das Veilschen um sein blaues, denn er war sehr eitel und wollte ein schönes Gewand haben. Aber das Gras und die Blumen lachten den Schnee aus und schickten ihn weiter. Betrübt stand er am Wege und wußte nicht, was er beginnen sollte. Da sah ihn das Schneeglöckchen und hatte Mitleid mit ihm: „Wenn dir mein schlichtes Mäntelchen gefällt, so magst du es nehmen“, rief es dem Schnee zu. Er nahm es an und seit dieser Zeit hat er seine weiße Farbe. Allen Blumen ist der Schnee feindlich gesinnt, nur dem Schneeglöckchen nicht, aus Dankbarkeit dafür, daß es ihm seine Farbe gegeben hat. Trotz seiner Herrschaft über die winterliche Erde duldet der Schnee, daß das Schneeglöckchen seine Blütenglocken öffnet, während alle anderen Blumen sich nicht hervordrängen dürfen. Von einem „historischen“ Schneeglöckchen berichtet Bismarck in seinen „Gedanken und Erinnerungen“. Als Kaiserin Katharina II. einst in besonders früher Jahreszeit bei einem Spaziergang durch ihren Park in Petersburg ihre Lieblingsblume, ein Schneeglöckchen, fand, befahl sie, dafür zu sorgen, daß niemand die Blume abpflücke. Das geschah, indem man eine Schildwache daneben stellte. Da man zu jener Zeit im Zarenreiche nicht nach Gründen zu fragen pflegte, sondern Befehle einfach ausführte, so stellte man dort, wo das Schneeglöckchen zur Freude der Kaiserin geblüht hatte, weiterhin eine Schildwache auf. Bismarck sah sie noch 1859 während eines Aufenthalts in Petersburg. — Als erste Blume des Jahres erschließt das Schneeglöckchen, je nach der Bitterung, im Februar oder März, ausnahmsweise sogar schon im Januar (z. B. im Jahre 1903) seine uralten Blüten; inmitten der toten Natur ein Gruß des ersehnten Frühlings. Am schönsten ist das einfache Schneeglöckchen, während bei der künstlich ge-

züchteten, geküllten Art der liebliche, jungfräuliche Charakter der Blüte verloren geht. Natürlich haben die Dichter das Schneeglöckchen, den Frühlingsboten, in zahlreichen Liedern verherrlicht; am bekanntesten ist wohl das anmutige Gedicht: Schneeglöckchen tut läuten: Kling, kling, kling! — Was hat das zu bedeuten? — Ei, ein gar lustig Ding! usw., und Trojans Vers: „Welch Wunder ist's, das ich sah! — Was steht Reizendes hier im Schnee? — Aus niederfallenden Blüten — Wurden liebliche Blumenglocken.“

Der neue Trick.

Von Hanns Heidsieck.

Gestern begegnete mir mein Freund Gustav Knäufchen. Gegen das letztemal sah er ziemlich gut und wohlhabend aus. Während des Krieges hatte er teils mit, teils ohne Erfolg gekloppt. Zuletzt war er reingefallen. Aber schon damals behauptete er, wieder hoch zu kommen. Ich war gespannt. —

„Nun, Knäufchen?“ fragte ich ihn, „auch hier unter den Mühsiggängern?“ Mondänes Leben flutete rings, die vornehmen Cafés waren voll besetzt. Knäufchen sah mich etwas misstrauisch von der Seite an, ob er mir auch vertrauen könne, — dann sagte er: „Mühsiggänger? Verdammt nein, — ich bin bei der Arbeit. Wenn du mich aber begleiten willst — vorne geht meine Frau.“

„Deine Frau? Ja, warum geht ihr denn nicht zusammen?“

„Siehst du nicht, daß sie sich bereits in Begleitung befindet?“

Ich war Knäufchens Frau nur einmal flüchtig vorgestellt worden. Jetzt bemerkte ich sie an der Seite eines sturberhaft gekleideten Herrn. Knäufchens ganzes Benehmen kam mir zum mindesten sonderbar vor. Glücklicherweise gab er mir jetzt eine Aufklärung.

„Du mußt nämlich wissen, — ich hab' einen neuen Trick. Meine Frau geht zunächst einmal Anschluß suchen.“

„Aber, Gustav!“

Bitte, laß mich weiter reden. Natürlich braucht sie ein anständiges Kleid oder einen Abendmantel oder so etwas Ähnliches, um mit ihrem Kavalier überhaupt auftreten zu können. Dann geht's in den nächsten Laden. Jawohl. Immer das Beste herausgesucht! Der Kavalier zahlt und schweigt. Dann aber — er unterbrach sich plötzlich mit einer lächelnden Handbewegung, indem er nach vorne wies. „Siehst du“, fuhr er fort, „da sind sie eben in dem großen Konfektionshaus verschwunden. Das Weitere kannst du selber miterleben. Wenn du nur etwas warten willst!“

Ich wartete gerne; der Fall war interessant. Nach einer knappen halben Stunde verließ Frau Knäufchen mit ihrem Begleiter wieder den Laden. Knäufchen sagte nur: „Komm!“ und zog mich den beiden entgegen.

Als wir einander etwa zehn Schritte gegenüber waren, bemerkte ich, wie Frau Knäufchen plötzlich zusammenschrak und hauchte: „Gott! Mein Mann!“ Im nächsten Augenblick zog Knäufchen in lebenswürdiger Weise vor dem Fremden den Hut und meinte, zu seiner Frau gewendet:

„Tag, Schätzchen — ich sehe, du bist —“ Er blickte den Kavalier fragend an, dessen verblüfftes Gesicht darauf schließen ließ, daß er gar nicht im Bilde war.

„Ach, Schak!“ flötete Frau Knäufchen mit lieblicher Stimme, „denke dir, ich habe einen alten Bekannten getroffen. Wir waren früher in Görliß zusammen. Darf ich bekannt machen: Herr v. Kraiewsky — mein Mann!“

Wir begrüßten uns alle sehr herzlich. Frau Knäufchen nahm Herrn v. Kraiewsky ein größeres Paket aus der Hand, das er in zuvorkommendster Weise getragen hatte.

„Herr v. Kraiewsky“, erklärte sie, „hat mir eben geholfen, einen neuen Sommermantel auszusuchen. Geben Sie nur, Herr Kraiewsky — wir müssen eilig nach Hause. Aber wenn Sie uns einmal die Ehre geben wollen — nicht wahr, Schätzchen?“

„Gewiß“, fiel Knäufchen verbindlich ein. „Wir würden uns freuen. Hotel Metropole, Zimmer 318, 2. Stock links!“

Herr v. Kraiewsky verbeugte sich, nahm einen hastigen Abschied und war plötzlich spurlos verschwunden. Knäufchen reichte auch mir die Hand. „Entschuldige“, sagte er, „wir müssen uns späten. Um 6.13 Uhr geht unser Zug nach Berlin ab.“

„Um“, sagte ich, „ihr wollt also verreisen? Dann kann ich später ja mal im Metropole —“

„Ach Unsinn“, erwiderte er, „habe ich niemals gewohnt. Zimmer 318 gibt es dort überhaupt nicht. Wie gefällt dir der neue Trick, na?“

Ich war sprachlos. Daß ich ihm die Freundschaft kündigte, schien auf ihn gar keinen Eindruck zu machen. . . .

Romantische Kronprinzen und unebenbürtige Ehen. Der Thronverzicht des Kronprinzen von Rumänien aus Liebe zu einer unebenbürtigen Frau legt die große Zahl der unebenbürtigen Ehen von Kronprinzen und Herrschern auch in neuester Zeit fort, denn es gibt nicht nur sehr viele Kronprinzen, sondern auch Herrscher, die unebenbürtige Frauen geheiratet haben, ja, es sind sogar Herrscherinnen zu verzeichnen, die unebenbürtige Gatten hatten. Die romantischen Kronprinzen und Prinzen waren in der letzten Zeit häufig der Gesprächsstoff der Welt. Der Erzherzog-Thronfolger Franz Ferdinand von Österreich war bekanntlich in unebenbürtiger Ehe verheiratet, wie überhaupt das Haus Österreich eine große Anzahl von allerdings nicht thronberechtigten Erzherzögen aufzuweisen hatte, welche sich mit unebenbürtigen Frauen vermählten. Es sei nur an Leopold Wölfling und andere erinnert. Der in der Revolutionszeit ermordete Kaiser Nikolaus von Rußland hatte als Thronfolger auch einmal die Neigung, einer geliebten Frau wegen auf die Krone zu verzichten und mußte deshalb zur Abkühlung seiner Leidenschaften eine Reise nach Ost-Asien machen, wo er bei nahe dem Mordtisch eines Attentäters zum Opfer gefallen wäre. Groß ist die Anzahl der romantischen Ehen, welche regierende Fürsten geschlossen haben. So war z. B. der Herzog von Braunschweig-Zell mit der Französin Mademoiselle d'Orbrense vermählt, deren Tochter Sophie sich sogar mit Georg I. von England verheiratete, ohne daß die Ehe als besonders unebenbürtig angesehen wurde. Ludwig XIV. soll bekanntlich mit Frau v. Maintenon vermählt gewesen sein. Wenn auch diese Frau nicht offiziell Herrscherin war, so lenkte sie doch das Land mehr, als jemals eine Kaiserin getan haben mag. Zu den heimlichen Fürstenehen gehört auch die Verheiratung des Königs Viktor Emanuel II. von Italien mit der Gräfin Mirafiori. In erster Ehe war er mit der Erzherzogin Adelheid vermählt. Die berühmteste „unebenbürtige“ Ehe war die des Kaisers Napoleon III. mit Eugénie v. Montihou. Trotzdem diese Frau durchaus nicht aus einer herrschenden Familie stammte, wußte sie doch vortrefflich die Rolle einer Herrscherin zu spielen, und in den Zeiten, da ihr Gemahl von dem Glanz und der Macht der französischen Kaiserkrone umgeben war, die Huldigungen der Welt entgegenzunehmen. Allerdings hat diese Ehehehlung viel Lärm gemacht. Die Zahl dieser „unebenbürtigen“ Herrscherinnen ist noch um vieles zu vermehren. So hat z. B. ein Herzog von Sachsen-Coburg-Gotha eine ungarische Gräfin geheiratet, die bei ihrer Eheschließung den Namen Antoinette Kohari führte und erst späterhin gefürstet wurde. Der Kurfürst von Hessen, Friedrich Wilhelm, heiratete die Frau eines preussischen Leutnants namens Lehmann, die eine geborene Falkenstein war. Sie erhielt später den Titel einer Fürstin von Hanau und einer Gräfin von Schaumburg. Ihre Söhne dagegen wurden nur zu Freiherren von Schollu gemacht. Die kinder derartiger Ehen sind in heutiger Zeit meist nicht thronfolgeberechtigt. Trotzdem werden auch hier natürlich Ausnahmen gemacht, die die Regel bestätigen. Bürgerliche Frauen, die durch ihre Gatten auf den Thron kamen, sind sogar nicht selten die Ahnfrauen großer Herrschergelechter geworden. Die Gemahlin des Großherzogs Karl Friedrich von Baden, die Baronin von Geiersberg, ist die Mutter der Königin von Schweden und des Großherzogs von Baden. Sophie von Belle ist gar die Ahnherrin sehr vieler Kaiser und Königinnen. Und der König von Belgien stammt in direkter Linie von Antoinette Murat ab, die von Napoleon I. in den Fürstenstand erhoben wurde und den regierenden Fürsten von Hohenzollern-Sigmaringen heiratete. Schließlich hat auch die jüngste Vergangenheit einen ähnlichen Fall aufzuweisen, nämlich die Ehe des Königs Alexander von Serbien mit der Prinzessin Maria, die die Königin von Serbien geworden war. Zum Schluß wollen wir noch einen umgekehrten Fall nennen, wo die Frau die Herrscherin war und ihr Gatte aus unebenbürtigem Geschlecht. Es war dies die Königin Maria Christina von Spanien, die ihren Geliebten Don Fernando Muñoz heiratete und ihn später zum Herzog von Plasenzas machte. Nebenbei bemerkt wird ein strenger Unterschied zwischen morganatischen Ehen, geheimen Ehen und nicht erklärten Ehen gemacht.

Die Insekten im Winter. In der rauhen Jahreszeit scheint das Leben in der Insektenwelt völlig erloschen zu sein. Das ist aber nicht der Fall, denn sonst würden wir ja nicht im kommenden Frühjahr wieder eine solche Menge Insekten vorfinden. Selbst im strengen Winter, wo man alle in einen festen Winterschlaf versinken wähnt, d. h. in einem Zustand glaubt, in dem die Lebensfähigkeit auf ein Minimum beschränkt ist, wird man dieses oder jenes Insekt in Be-

wegung antreffen. Unter einer schützenden Brücke, in Häusern und Zimmern beobachtet man auch in den Wintermonaten fliegende Mücken. Hohle Stengel bieten Käfern, Raupen, Asseln und Fliegen willkommenen Unterschlupf. Brich den Stengel entzwei und du wirst sehen, wie die Tiere sogleich davoneilen, um ein anderes Versteck zu suchen. An der Rinde der Bäume, unter ihr und in anderen Verstecken, in Vogelnestern, unter Moos und Laub in der Erde existiert ein zahl- und artenreiches Kleintierleben: Käfer aller Arten, Eulen, Fliegen, Wanzen, Bienen, Florfliegen. Nimm zu frostfreier Zeit im Winter einige Hände voll zerkrümelten Laubes oder von einem kleinen Fleckchen das Moos und eine dünne Schicht der darunter liegenden Erde in einem Sack mit nach Hause, laß alles einige Stunden in der warmen Stube stehen, schütte den Inhalt dann in ein Sieb und fange, nachdem du zuvor einen Bogen weiches Papier untergelegt hast, an zu rütteln: du wirst mit nicht geringer Verwunderung auf das kleine, rege Leben blicken, das sich deinen Augen zu zeigen beginnt. Die zur Fortpflanzung bestimmten, befruchteten weiblichen Exemplare der Hautflügler (Hummeln, Wespen) überwintern meist in ihren Bauten und Nestern. Solche Bauten von Hymenopteren bieten auch anderen Insekten geeignete und gern aufgesuchte Verstecke.

Radio und Rundfunk

Der Kampf gegen Rundfunkstörungen durch die Straßenbahn. Zur Klärung der Frage, welche Vorgänge beim Straßenbahnbetrieb Störungen des Rundfunkempfanges hervorrufen, sind vom Telegraphentechnischen Reichsamte gemeinsam mit der Berliner Straßenbahn-Betriebs-G. m. b. H. eingehende Versuche unternommen worden, die ergaben, daß als wesentlichste Störungsquelle die Unterbrechungen des zur Beleuchtung der Wagen dienenden Stromes in Frage kommen; die Motoren sind auch zu hören, stören aber, wenn sie in gutem Unterhaltungszustand sind, nur unbedeutend. Als sicherstes Mittel wurde seinerzeit die Erhöhung des zur Beleuchtung dienenden Stromes von 0,6 auf etwa 2,5 Ampere vorgeschlagen, falls nicht, was unbedingt zweckmäßiger ist, die Stromabnahme-Vorrichtung wesentlich verbessert werden kann. Auf Grund dieser Feststellungen wurden außerhalb Berlins Versuche zur Beseitigung der Straßenbahnstörungen vorgenommen, bei denen man als weiteres scheinbar auf wirkendes Mittel die Einschaltung großer Kondensatoren zwischen Abnahmeverrichtung und Erde, also parallel zum Licht, fand. Eine Wiederholung der Versuche in Berlin ergab, daß unter den dort bestehenden Verhältnissen mit Kondensatoren die gleiche starke Verminderung der Störgeräusche zu erreichen war wie bei einer Erhöhung des Beleuchtungsstromes. Nach den Erfahrungen, die in einigen Städten, z. B. in Frankfurt a. M., bei Bahnen mit Bausstrom-ablehmern mit Schleifstücken aus Kohle gemacht wurden, treten hierbei keine Störungen des Rundfunkempfanges auf.

Reise u. Verkehr

Mehr Fremde, aber kürzerer Aufenthalt. Während der Reisezeit des letzten Jahres ist in den meisten Kurorten Deutschlands die Feststellung gemacht worden, daß die Zahl der Fremden gegenüber dem Vorjahr in der Regel zugenommen hat, daß jedoch die Fremden sich kürzere Zeit in den Kurorten aufhielten. So zählte z. B. der Kurort St. Blasien im Schwarzwald im Jahre 1925 insgesamt 7863 Fremde und 156 288 Übernachtungen; im Jahre 1924 dagegen wurden 7123 Fremde und 164 806 Übernachtungen gezählt. Während also durchschnittlich jeder Fremde im Jahre 1925 zwanzigmal übernachtete, konnten im vorhergehenden Jahre mehr als 23 Übernachtungen auf den einzelnen Kurgast gerechnet werden. Dieser Rückgang der Übernachtungszahl ist in anderen Kurorten noch auffälliger geworden; z. B. hatte Baden-Baden im Jahre 1925 ein Mehr der Besucherzahl aus dem Ausland in Höhe von 45 Prozent gegenüber dem Jahre 1924 zu verzeichnen, jedoch dürfte — wie der Jahresbericht des Städtischen Verkehrsamtes feststellt — die Gesamtziffer der Übernachtungen die niedrigste seit langer Zeit gewesen sein. Die Verkürzung des Aufenthalts ist ohne Zweifel eine Folge der derzeitigen allgemeinen Wirtschaftslage in Deutschland. Mit der Besserung der ökonomischen Verhältnisse wird die Aufenthaltsdauer das normale Maß gewiß wieder erlangen, zumal die Verkürzung der Kurdauer für den Kranken ebenso wie für den Erholungssuchenden gesundheitliche Nachteile mit sich bringen muß.